

# Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N<sup>o</sup> 3. 1894.

## Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle von Fr. Berner.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Baron Wolfram schlüpfte auf der Luvseite den Gang zwischen dem Deckhaus und der Rege-ling entlang, um durch eines der kleinen, vergitterten Fenster in die Kapitänskajüte hinein-zulugen, fand aber die Vorhänge geschlossen. Halb stürzend, halb gleitend und von den Sprühwellen durchnäßt kam er bis zum Großmast, von dem der Eingang der Kajüte nur wenige Schritte entfernt war. Als er hier festen Halt gewonnen, schaute er sich um. Die Kajüthür war offen und in derselben stand Frau Anna, bleich, mit triefendem Gewande und aufgelöstem Haar, ein Bild des Entsetzens. Sie klammerte sich an die Pfosten, um sich bei dem gewalt-samen Rollen und Stampfen des Schiffes aufrecht zu erhalten.

„Grit!“ rief sie mit durchdringender Stimme. „Grit! Das Schiff sinkt! Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Der Baron wollte zu ihr eilen; wenn er aber in diesem Augenblick das Tauwerk des Mastes, an dem er sich hielt, losgelassen hätte, wäre er nach der Leeseite hinabgeschleudert worden. Da aber kam auch schon der Kapitän über das finstere Deck heran.

„Was gibt's?“ fragte er, mit der Rechten sich am Thür-pfosten haltend. „Was soll dieses Geschrei?“

Seine Stimme klang rauh und unwirlich durch den tosenden Sturm.

Sinnlos vor Angst klammerte sie ihre Arme um seinen Hals. „Wir sinken, Grit!“ rief sie. „O Gott, wir sinken!“

„Thorheit!“ fuhr er sie an. „Laß das Gewinsel! Du sollstest Dich schämen!“

Grelle, zuckende Blitze zer-rissen in diesem Moment die

schwarze Finsterniß und zeigte dem Baron deutlich das weiße, furchtentsetzte Antlitz der jungen Frau und die düsteren Züge des Kapitäns.

„Laß mich jetzt los und geh' in Deine Ka-bine,“ fuhr der Schiffer fort. „Du hast nichts zu fürchten; der Sturm wird bald vorüber sein. Ich werde Dir eine der Frauen aus dem

Zwischendeck schicken, die kann bei Dir sitzen. — Laß mich los, sage ich! Himmel, wenn die anderen Weibsleute auch alle so verrückt wären! — Laß mich los, hörst Du nicht?“

Eine ungeheure Woge rollte seitwärts heran, das Schiff legte sich weit über, und eine blen-dende Schaummasse stürzte prasselnd und brau-dend an Deck. Die junge Frau stieß einen durchdringenden Schrei aus.

In demselben Augenblick traf eine zweite, noch größere Woge das Fahrzeug am Bug mit schmetterndem Schläge. Ein Krachen mischte sich in das Losen der sich über das Vor-derschiff ergießenden Fluthen — der „Seeadler“ hatte sein Bug-spriet und einen Theil des übr-igen Vorgechirrs verloren.

„Weib, laß mich los!“ schrie der Kapitän. „Ich muß nach vorn!“

Sie aber klammerte sich nur fester an ihn.

Man hörte die Stimme des Bootsmannes, der nach dem Kapitän rief.

Ganz außer sich vor Zorn und Ungeduld riß der Schiffer die ihn umstrickenden Arme von seinen Schultern und wendete sich mit so heftiger Bewe-gung ab, daß Anna an Deck niederstürzte. Eine wilde Ver-wünschung ausstoßend bückte er sich, raffte sie auf und trug sie wie eine Feder in die Ka-jüte, deren Thür er sodann, wieder heraus tretend, hinter sich abschloß.

Der ganze Vorgang hatte kaum zwei Minuten gedauert, während welcher Zeit der Ba-ron genug zu thun hatte, sich selber auf den Füßen zu er-halten und sich vor den Sturz-seen zu wahren. Der Jammer der armen Frau hatte ihn mit tiefem Mitleid erfüllt. Was aber sollte er thun? Er hätte Alles darum gegeben, sich ihr als Tröster nahen zu dürfen, aber das ging nicht wohl an. Wie hätte er es wagen dürfen, in ihre Kabine einzubringen?



Entw. nach einem Gemälde von Emil Weiß. (S. 19)

Er kroch daher in seine Koje zurück, um hier den Anbruch des Tages abzuwarten.

Der Sturm aber wüthete noch den ganzen folgenden Tag, erst am Morgen des dritten Tages ging die Sonne wieder in alter Pracht über der ruhig gewordenen See auf, und die Passagiere konnten der dumpfen Kajüte entrienen und auf Deck wieder frische Luft schöpfen. Das Schiff war von dem Orkan arg zerzaust worden; das Bugspriet war dicht über dem Vordersteven abgebrochen, und sein Lantwerf schleifte über Bord, und von den weißen, sauberen Booten hingen nur noch wenige in den Davits.

Kapitän Hartroß stand bei dem auf dem Achterdeck befindlichen zweiten Kompaß, umgeben von einigen der Damen.

„Wie ich höre, Herr Kapitän, ist Ihrer Frau in der vorletzten Nacht ein Unfall zugefallen,“ sagte Frau Sieveking mit gemessener Betonung. „Ist dies wahr?“

„Wollen Sie mir zunächst sagen, wer solche müßigen Geschichten hier an Bord verbreitet?“ lautete die barsche Gegenfrage.

„Wenn die Geschichte müßig und unbegründet ist, dann soll's mich freuen,“ fuhr die Dame fort. „Meine Zofe will mit eigenen Ohren gehört haben, daß Frau Hartroß ängstlich gejammert und geweint habe, als litte sie körperliche Schmerzen.“

„Meine Frau ist ein Wesen, das weder Vernunft, noch Muth, noch Selbstbeherrschung besitzt. Kann ich dafür, daß sie sich wie ein Kind benimmt, wenn der Wind weht und ein wenig Seegang fließt?“

„Sie hätten zu mir schiden oder Jemand bei ihr sitzen lassen sollen, der's gut mit ihr meint.“

„Wollen Sie damit sagen, Madame, daß ich es mit meiner Frau nicht gut meine? Man kann es sehr wohl mit Jemand gut meinen, ohne Alles, was er thut, gut zu heißen.“

„Ihrer armen Frau Furcht vor der See ist etwas, das sie niemals wird überwinden können. Es ist unverantwortlich und grausam, sie zwingen zu wollen.“

„Sie reden hier an Deck meines Schiffes sehr freimüthig, Madame,“ sagte der Schiffer ruhig, aber ganz bleich vor Zorn.

„Ich rede nur die Wahrheit,“ entgegnete Frau Sieveking. „Wo aber ist Frau Hartroß? — Ah, guten Morgen, Herr Baron! Bitte, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen unsere liebe Kapitän'sfrau suchen gehen.“

Baron Wolfram, der soeben auf Deck gekommen war, that, wie ihm geheißen. Sie gingen hinunter in den Salon und von dort zur Kabine der Gesuchten. Frau Sieveking trat hinein, während der junge Mann sich in den Salon zurück begab. Gleich darauf erschien Anna am Arm der älteren Dame. Sie sah bleich und angegriffen aus. Matt lächelnd reichte sie dem Freunde die Hand. Der Baron, der an die Scene in der Sturmnacht zurückdenken mußte, konnte kein Wort hervorbringen.

Unter Führung der Frau Sieveking erschienen sie wieder auf Deck und unter dem Sonnensegel, welches die Matrosen inzwischen über dem Achterdeck ausgespannt hatten.

Vorn wurde eifrig an der Ausbesserung der angerichteten Beschädigungen gearbeitet, man bekam daher den Kapitän während des ganzen Tages kaum zu sehen.

Als der Baron am folgenden Vormittage auf Deck herumshlenderte und dabei an der Luke zum Maschinenraum vorüber und in die Nähe des Kartenhäuschens kam, stand plötzlich der Kapitän vor ihm. Ein ungewöhnlicher Ausdruck der Sorge und Unruhe lag auf dem Antlitz des Seemannes.

„Guten Morgen, Kapitän Hartroß,“ sagte Eckenburg. „Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“

„Wie immer, gut, soviel ich weiß,“ antwortete der Schiffer. „Ich bin die ganze Nacht auf Deck gewesen.“

„Aber warum? Das Wetter war schön — ist die Gegend des Oceans hier gefährlich?“

„Hoffentlich nicht. Indessen —“

Der erste Offizier unterbrach ihn. Derselbe hatte eine eilige Meldung zu machen, und der Kapitän trat mit ihm auf die Seite. Es entging dem Baron nicht, daß etwas sehr Ernstliches im Werke sein mußte. Konnte dem Dampfer eine Gefahr drohen? Er blickte über die Regeling. Die See lag blau und ruhig, und ebenso ruhig breitete sich der Himmel drüber her. Ganz in der Ferne, am Horizont, gewahrte er, im Blau verschwimmend, einige Inseln. Der Schlag der großen Maschine ging so regelmäßig wie der Pulsschlag eines Menschenherzens — der „Seeadler“ durchfurchte so ruhig und stolz wie immer die schweigende Fluth.

Da ergriff der erste Offizier in hoher Aufregung des Kapitän's Arm, zu gleicher Zeit nach den Inseln hinüber deutend.

„Dort ist der Beweis!“ rief er. „Das ist die Insel Santa Teresa, von der wir hundert Meilen entfernt sein müßten!“

Der Schiffer stieß einen Fluch aus.

„Sie haben Recht,“ sagte er dumpf. „Wir müssen nun sehen, daß wir uns aus der Klemme ziehen.“

Der erste Offizier ging in's Ruderhäuschen, welches sich auf der Brücke vor dem Schornstein befand, und Kapitän Hartroß blieb am Fallreep allein. Der Baron näherte sich ihm.

„Sie schauen d'rein, als ob Sie etwas bedrückte, Kapitän,“ sagte er. „Ist's unbescheiden, wenn ich Sie nach dem Grund Ihrer Verstimmung frage?“

Der Schiffer sah ihn an, dann legte er ihm seine schwere Hand auf die Schulter. „Herr Baron,“ erwiderte er, „Ihnen will ich's anvertrauen. Der vorgestrige Sturm hat uns hundert Meilen und darüber aus unserem Kurse verschlagen. Das wäre nun an sich nicht schlimm, aber wir sind in die Nähe des Tschagos-Archipels gerathen.“

„Das sind die Inseln dort drüben?“ fragte Eckenburg.

Der Schiffer nickte.

„Auf den Kurs kämen wir wohl bald wieder,“ fuhr er fort, „das ist's nicht. Dieser Theil des Indischen Oceans aber ist nur wenig befahren, wegen der Korallenriffe, die sich hier unter dem Wasser befinden und weithin erstrecken. Die Karten sind in Bezug auf diese Gegend sehr ungenau, um so mehr, als hier neuerdings wiederum einige Riffe entdeckt wurden, die sich innerhalb weniger Jahre gebildet haben müssen. Man nannte mir besonders die Insel Santa Teresa, in deren Nähe die gefährlichsten und am weitesten verzweigten Riffe liegen sollen. Verührt der Dampfer eines der Riffe, dann ist's aus mit ihm. Seit sechsunddreißig Stunden lasse ich bereits ununterbrochen Lothen. Die Gefahr ist groß, ich mache kein Hehl daraus. Ich bitte Sie aber, noch Schweigen darüber zu bewahren, Herr Baron; es ist noch Zeit genug, zu den Passagieren davon zu reden, wenn das Schlimmste eingetreten ist.“

„Weiß Ihre Frau bereits davon?“ fragte Eckenburg.

Ein bitterer Schmerz durchzuckte das Gesicht des Kapitän's.

„Nein,“ sagte er, „noch nicht. Sie fürchtete sich mit Recht vor dieser Reise. Nehmen Sie sich ihrer an, wenn dem Schiff und mir etwas zustößen sollte, Herr Baron! Bis dahin aber zeigen Sie den Passagieren ein unbefangenes Gesicht. Und nun entschuldigen Sie mich wohl, der Dienst ruft mich.“

Eckenburg begab sich auf das Achterdeck. Er ging wie im Traume. Er hörte es an

Schlage der Schraube, und auch an den im Wasser vorüberziehenden Schaumblasen sah er's, daß das Schiff seine Geschwindigkeit ganz erheblich vermindert hatte.

Er konnte es nicht glauben, daß die Gefahr so groß sei. Alles sah ja so ruhig, so heiter aus, und das große, feste Schiff, eine Welt voll hundertfältigen Lebens, erschien ihm so sicher, so zuverlässig fast wie der Erdball selber.

Frau Sieveking begrüßte ihn zuerst; sie erzählte ihm mit Thränen in den schönen Augen, daß heute der Geburtstag eines ihrer Kinder sei, trotzdem aber warte ihr seltsam bellommen um's Herz. Der Konful Schlicht sah im Kreise seiner fröhlichen Familie, die Stillfrieds fleckten fichernd die Köpfe zusammen, und Frau Wanner hielt ihren Gatten wie immer durch verderbend drohende Blicke in respektvoller Entfernung.

Frau Anna hatte sich ihren Platz wieder an Frau Sieveking's Seite ausgesucht und schaute entzückt hinüber nach der nächsten Insel, auf der die üppige grüne Vegetation im Sonnen- glanze deutlich zu erkennen war.

Der Baron hatte sich soeben in seinen Stuhl niedergelassen, als er plötzlich wieder empor-schnellte.

Ein martdurchbohrendes Knirschen erschütterte den Schiffskörper, als würde er über scharfes Gestein geschleift; der Dampfer lehnte sich erst stark nach backbord, dann nach steuerbord über, und sein Lauf schien gehemmt; abermals ein lang anhaltendes, dumpfes, knarrendes Knirschen, dann ein leichter Ruck, und ruhig, wie zuvor, verfolgte das Fahrzeug seinen Weg. Die Passagiere starrten einander an, einige erschrocken, andere verwundert, einige bleich, andere lächelnd. Eckenburg's Blick suchte den Kapitän; er sah denselben hastig in der vorderen Luke verschwinden, unmittelbar gefolgt von den Steuerleuten. Was der Schiffer gefürchtet hatte, war schnell genug eingetroffen — der „Seeadler“ war auf die tückischen Korallenriffe von Santa Teresa gestoßen.

Von einem Unfall aber war nichts zu bemerken.

„Das wird ein Sägefisch gewesen sein, der sein Handwerk an dem Schiff auszuüben versucht hat,“ bemerkte einer der Passagiere scherzend.

Die Damen fragten sich, was das für ein Geräusch gewesen sein könne, als aber Niemand Antwort wußte, vergaßen sie es wieder. Nur Frau Sieveking war ernstlich besorgt.

„Wenn ich's nicht für unmöglich halten müßte,“ sagte sie zu dem Baron, „so würde ich behaupten, daß wir einen Felsen gestreift hätten. Ich habe ein ähnliches Geräusch bereits einmal auf einer früheren Reise vernommen und habe es seitdem nie vergessen können.“

Anna sah wie erstarrt.

„Was war das, Herr Baron?“ fragte sie mit stockendem Athem. „Mein Gott, wie zitterte das Schiff! Kann das von der Maschine ausgegangen sein?“

„Man scheint die Schraube schneller gehen zu lassen,“ antwortete Eckenburg, dessen Befürchtungen wieder zu schwinden begannen. Wenn das Schiff beschädigt worden wäre, dann müßte man jetzt schon etwas davon gemerkt haben. Nirgends zeigte sich etwas Ungewöhnliches; die Passagiere plauderten und lachten, und die Kinder spielten ruhig weiter.

Eine Viertelstunde später sah er den Zimmermann und einige Maschinisten in den Raum hinabsteigen; dann machte sich die Mannschaft daran, eine Anzahl Ballen, Fässer und andere Stücke der Ladung aus der Großlute an Deck zu schaffen. Die Leute arbeiteten hastig und mit ernstern Gesichtern.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragten einige Passagiere den vorübereilenden Bootsmann.

„Reparaturen vorn im Raum,“ antwortete der Mann kurz.

„Ach so,“ sagten die Passagiere, ohne sich viel dabei zu denken.

Nach einiger Zeit schallten Hammerschläge aus dem Raume herauf und zugleich wurden die Dampfpumpen in Thätigkeit gesetzt, welche ununterbrochen Ströme weißen Wassers über das mittlere Deck ergossen.

Das Schiff setzte ohne Aufenthalt seinen Weg fort.

Das Mittagmahl wurde wie gewöhnlich eingenommen, nur fehlte heute der Kapitän bei der Tafel. Er hatte im Raum bei den Reparaturen zu thun, wie der Steward sagte.

Der Tag verging, der Abend kam, und die Arbeiten im Raum schienen beendet zu sein. Nur das Pumpen hörte nicht auf. Seit einigen Stunden schon hatte Baron Eckenburg sich vergeblich bemüht, den Kapitän zu Gesicht zu bekommen. Endlich gewahrte er ihn vorn auf der Back, wo derselbe am Steven hinunter in's Wasser blickte. Er wartete bis der Schiffer herabkam, dann trat er ihm mit fragendem Blick in den Weg.

„Schlumm,“ sagte der Kapitän lakonisch.

„Ich weiß, wir haben das Riff gestreift.“

„Ja, und ein Leck.“

„Ich habe die Mannschaft den ganzen Tag über arbeiten hören.“

„Wir thaten, was in unserer Macht lag, ich fürchte aber, daß die Katastrophe nicht abzuwenden sein wird. Verlassen Sie meine Frau nicht, Herr Baron, wenn's zu Ende geht.“

„Das verspreche ich Ihnen, Herr Kapitän, sofern ich selber am Leben bleibe. Sagen Sie mir nur, was wir zu erwarten haben.“

„Der Seeadler hat aller Wahrscheinlichkeit nach seine letzte Fahrt gemacht. Das Leck ist unten neben dem Kiel, wir haben's so gut als angängig verstopft, solch' einem eisernen Schiffe ist aber nicht viel zu helfen, wenn die Platten in einer Länge von beinahe zehn Metern abgerissen sind. Wir müssen's abwarten. Man thut seine Pflicht — das Schicksal sorgt für das Uebrige. Aber ich habe Ihr Wort, Herr Baron.“

Am Mitternacht wurden die Passagiere wieder durch ein Hämmern und Poltern im Raume aus dem Schlafe geweckt.

„Es ist wirklich unverantwortlich von dem Kapitän,“ murkte einer derselben verdrossen, „daß er solche lärmenden Arbeiten nicht am Tage verrichten läßt! Man müßte sich darüber eigentlich bei der Rhederei beschweren!“

Einige Andere pflichteten dem bei, und dann schlief Alles wieder ein. Wer konnte auch an Gefahr denken, wenn die Sterne traulich und friedlich auf den spiegelglatten Ocean herabblinnten, und der Wind mit schmeichelndem Hauch in die geöffneten runden Fenster der Kammern herein spielte?

Baron Wolfram aber wanderte ruhelos auf Deck umher. Er schaute durch die Luke hinab in den Raum. Dort unten, in der durch einige trübe Laternen beleuchteten Finsterniß arbeiteten die Leute wie in dem Schacht eines Bergwerks, schweigend und mit bleichen Gesichtern.

Ein alter, grauhaariger Seemann warf sein Brecheisen von sich.

„Das ist Alles umsonst, Kapitän,“ sagte er. Er stand bis zu den Hüften im Wasser. „Je mehr wir zu stopfen suchen, desto mehr thut es sich auf. Menschenarbeit hilft hier nichts mehr.“

4.

Hell flammte das Frühroth im Osten auf. Die emporsteigende Sonne übergoß die graue Meeresfluth mit flüßigem Golde. Am Himmel zeigte sich kein Gewölk. In weiter Ferne lag ein Giland auf dem Wasser. Alles athmete Frieden, als ob es gar keine Gefahr in der Welt gäbe.

Die Passagiere schliefen noch, nur Eckenburg befand sich auf Deck.

Bleich und mit finster zusammengezogenen Augenbrauen kam der Kapitän aus der Großluke herauf.

„Es ist vorbei,“ sagte er zu dem Baron mit der heiseren Stimme eines gänzlich erschöpften Mannes. „Wir können das Leck nicht stopfen. Das Fahrzeug sinkt.“

Unwillkürlich warf Eckenburg einen Blick um sich, über die stille, goldig funkelnde Wasserfläche. Also unterhalb dieses Friedens, dieser Pracht, ganz nahe, lauerte der Tod!

„Kann es denn möglich sein?“ fragte er.

Der Kapitän nickte.

„Ich sehe keine Rettung,“ sagte er. „Wir haben sechs Fuß Wasser im Raum; die sogenannten wasserdichten Abtheilungen lassen das Wasser durch wie Siebe. — Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Fast alle Frauen an Bord haben Jemand, der sich ihrer annimmt. Meine arme Anna aber wird in der Stunde der Gefahr ganz verlassen sein, denn mich hält meine Pflicht auf der Kommandobrücke. Sie haben weder Weib noch Schwester hier, Herr Baron — wollen Sie meiner Frau beistehen?“

„Ja,“ antwortete Eckenburg mit stockender Stimme. „Aber ist denn gar keine Hoffnung mehr? Wir haben doch die Boote —“

„Nein, nicht mehr. Ich gab Befehl, daß es verheimlicht bleiben sollte, so lange es anging. Bei dem letzten Sturm sind die Boote zum Theil weggeschlagen, zum Theil unbrauchbar geworden, alle, bis auf eins . . . bis auf ein einziges! Meine Frau muß in dies Boot — ich habe Ihr Wort, Herr Baron!“

„Das haben Sie,“ antwortete Eckenburg, dessen Herz bei der letzten Eröffnung fast zu Eis erstarrt war. (Fortsetzung folgt.)

## Entwischl.

(Mit Bild auf Seite 17.)

Ein ergötzliches Mißgeschick hat Emil Weiß auf seinem Genrebilde, das unser Holzschmitt auf S. 17 wiedergibt, zur Darstellung gebracht. Aus dem zur Erneuerung des Futters geöffneten Vogelkäfig ist dessen Inhaberin, ein echter Harzer Koller, hurtig entwich und sitzt bereits auf dem oberen Rande des geöffneten Fensterflügels. Der Vogelfreund im Hauskäppchen, mit weißer Schürze und kurzer Peise scheint ratlos. Er wagt sich nicht zu rühren, aus Furcht, den gesiederten Liebling ganz aus dem Zimmer zu scheuchen, weiß aber ebenso wenig, was er anfangen soll, um diesem den letzten Schritt in die Freiheit abzuschneiden und ihn zur Rückkehr in den Käfig zu bewegen.

## Das Stationsgebäude der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo.

(Mit Bild auf Seite 20.)

Seit dem 9. April 1891 ist die gesammte deutsch-ostafrikanische Küste in fünf Bezirke: Tanga, Bagamoyo, Dar es Salaam, Kilwa und Ngan eingetheilt. Als Hauptpostämter, über welche nur der direkte Auslandsverkehr gestattet ist, wurden erklärt Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar es Salaam, Kilwa, Lindi und Mikindani. Unser Bild auf S. 20 zeigt uns das Stationsgebäude der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in dem wichtigen Hafenplaz Bagamoyo. Es liegt zwei Minuten vom Strande entfernt auf einer Anhöhe und ist durch eine Umfassungsmauer mit Gewehr- und Geschützcharten besetzt. Hier befand sich seiner Zeit auch das Hauptquartier der Wislmann'schen Expedition. Ueber den flachen Dächern des Gebäudes schuf man durch Holzbauten Wohnräume für die Offiziere, während die als Soldaten angeworbenen Neger im inneren Hofe kampirten.

## Wiener Wäscher mädchenball.

(Mit Bild auf Seite 21.)

In Wien gibt es eine sehr zahlreiche Junst von Wäschern, die alljährlich zur Faschingszeit sämtliche „Wäscher mädchen“ zu einer großen Ballfestlichkeit lädt,

wobei seit langen Jahren fast immer eine alte Matrone, Frau Erhart, die „Päsker-Peppi“ genannt, den Ton angibt. Am festgelegten Abend erscheinen alle Wäscherinnen in standesgemäßer Tracht (Skizze 1 auf S. 21), um den festlichen Einzug (Skizze 2) zu halten, wobei an der Spitze die „Päsker-Peppi“ an der Seite des „sechsten Mädels“ geht. So macht man im Saale einige Runden, bis die Zuschauer einpringen und nun die eigentliche „Feh“ (Skizze 3) beginnt, wobei Alles sich im bunten Wirbel dreht. Um Mitternacht ist eine längere Pause, während der man in einem Nebenraume, im Gemüthlichen (Skizze 4) sitzt, d. h. isst und trinkt, bis der Tanz wieder beginnt, der meist erst mit Sonnenaufgang endet. Unverdroffen kehren dann alle die „sechsten Madeln“ wieder zu ihrer gewohnten Arbeit (Skizze 5) zurück, aber sie freuen sich schon das ganze Jahr hindurch auf den kommenden Wäscher mädchenball.

## Gewerbekrankheiten.

Beitrag zur Gesundheitspflege des Arbeiterstandes.

Von Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem die neuere Heilkunde sich nicht mehr allein mit der Bekämpfung der verschiedenen Krankheitsäußerungen befaßte, sondern sich um die wissenschaftliche Begründung des Wesens der Krankheit bemühte, mußte die tägliche Erfahrung die Aufmerksamkeit des Arztes auf das Zusammenreffen bestimmter Krankheitserscheinungen mit gewissen Berufsarten hinlenken und ihn den Zusammenhang zwischen beiden suchen lassen. Man hat nun diese bei verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben hauptsächlich auftretenden Erkrankungen zu einer Gruppe zusammengefaßt und bezeichnet sie, weil sie sich zumeist bei Angehörigen gewerbetreibender Kreise zeigen, mit dem Namen der Gewerbekrankheiten.

Gewissen ungünstigen äußeren Einflüssen ist ein Jeder in seinem Berufe ausgesetzt, mag er nun eine Lebensstellung einnehmen, welche er will; Hitze, Kälte, Nässe, ungünstige Beleuchtung, unnatürliche Haltung und Lage des Körpers bei sitzender oder stehender Lebensweise können zu Störungen in verschiedenen Organen führen und Stockungen im Blutkreislaufe, sowie mangelhafte Anregung der Darmbewegung mit allen ihren Folgezuständen hervorruufen, aber diese Krankheitsursachen sind doch zumeist untergeordneter Natur, so lange nicht zu ihnen weitere schädigende Momente hinzutreten. Schlimmer gestalten sich die Störungen schon, wenn mit der Ausübung des Berufes eine einseitige Anstrengung einzelner Muskeln verbunden ist. Die Arbeitsleistung des Muskels braucht an sich keine übermäßige zu sein, aber die andauernde Wiederkehr handwerksmäßiger Verrichtungen in immer gleicher Weise für eine lange Zeit ruft leicht krankhafte Erscheinungen hervor, die mit einer steigenden Erregbarkeit der Nerven in den betreffenden Muskeln beginnen, später auf die Muskeln selbst übergehen und zuletzt mit vollständiger Lähmung und Entartung der überangestregten Muskelgruppen endigen. Da der Krankheitsanfang in einem nervösen Leiden besteht, so nennt man derartige Folgeerscheinungen täglicher Beschäftigung „Beschäftigungsneurosen“.

Zu ihnen ist in erster Reihe der Schreibkrampf zu rechnen. Zuweilen stellt er sich schon bei Schulkindern, doch hauptsächlich bei Erwachsenen ein, die mit der Feder in der Hand ihr Brod zu verdienen gezwungen sind. Mitten im Schreiben — im vorgeschrittenen Falle schon beim ersten Anfassen der Feder — ziehen sich die Beugemuskeln des Daumens krampfhaft zusammen und verhindern die Ausführung des Schreibens. Die zusammengekrampften Muskeln schmerzen heftig, der Krampf pflanzt sich auf die Muskulatur des Vorderarmes fort, und die Hand wird im Handgelenk stark gebeugt. Derselbes Aussehen der Beschäftigung, Massage und Elektrisirungen sind im Beginne des Schreib-

krampfes oft von gutem Erfolge. Veränderte Federhaltung zwischen Zeige- und Mittelfinger, Vertauschung des dünnen Federhalters mit einem stärkeren und die Angewöhnung, abwechselnd mit der linken Hand zu schreiben, bauen einer Erkrankung vor, der überdies ein vom bekannten Chirurgen Dr. v. Kuffbaum erfundenes Schreibbracelet bedeutend steuert.

Ähnliche Krämpfe befallen außer Näherinnen und Feilenhauern nicht selten gewerbsmäßige Klavierspieler. Das fortgesetzte Spreizen der Finger, die beständige Wiederholung derselben Bewegungen zeitigen krampfartige Zustände, die um so störender eingreifen, als ein großer Theil der beim Schreibkrampf angewandten Vorsichtsmaßregeln und Hilfsmittel für den Klavierspieler unbenutzbar ist; zugleich enthalten aber diese Erscheinungen auch eine ernste Mahnung für alle Eltern, dem stundenlangen ermüdenden Ueben ihrer Töchter und Söhne auf dem häuslichen Musikinstrumente mit Nachdruck entgegenzutreten, und namentlich

bei den Mädchen, die durch Nähen, Sticken und Häkeln die Finger-muskulatur schon zur Genüge anstrengen, auf eine ausreichende Unterbrechung hinzuwirken. In ähnlicher Weise kann ein dauernder Druck auf einzelne Körperstellen Veranlassung zu mannigfachen Veränderungen geben. Nicht

sich der Druck gegen fleischige Körpertheile mit starker Hautoberfläche, so sehen wir als eine Art natürlicher Schutzvorrichtung in der Haut Schwielen entstehen, oder es bilden sich auch wohl an den gedrückten Stellen (wie bei den Sackträgern zuweilen auf der Schulter) als natürliche Polster Schleimbeutel; trifft aber die Druckwirkung dünne Hautflächen mit darunter liegenden Knochen, so sind oft Entzündungen der Knochenhaut und Absterben des Knochens die Folge. Bei den Tischlern, die den Bohrer bei ihrer Arbeit gegen die Brustwand stemmen, zeigen sich solche Krankheitserscheinungen am Brustbein; Dienstmädchen, welche bei dem Aufwischen der Fußböden zu einem häufigen Verweilen in kniender Lage gezwungen sind, werden von Kniegelenkentzündungen heimgesucht, die den Namen der „Schuer mädchenkrankheit“ führen.

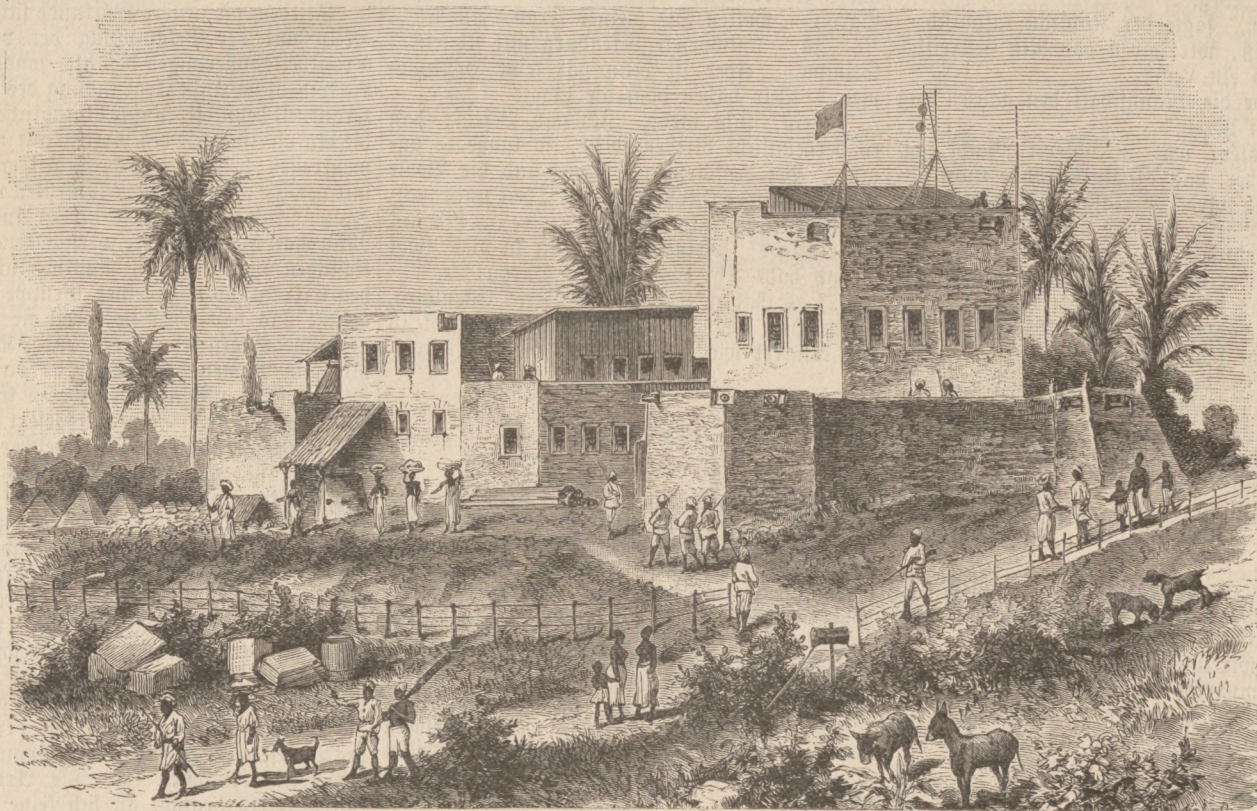
Von tiefgehenderer Bedeutung in einer großen Anzahl von Gewerben sind die sogenannten Staubkrankheiten. Bei der Herstellung einer Menge gewerblicher Erzeugnisse wird Staub entwickelt, welcher von den betreffenden Arbeitern eingeathmet und verschluckt wird. Theils mine-

ralischer, theils pflanzlicher und thierischer Natur, dringen diese Staubtheile in die Mundhöhle, die Luftröhre und das Lungengewebe ein. Bei dem Anschleifen der Spitzen an Nähnadeln z. B. reizen sich winzige Eizentheilechen und Splitter, die spitz und scharf sind und unter dem Mikroskop selbst als kleine Nadeln erscheinen, los; bei dem Behauen der Mühlsteine füllt sich die Luft mit mineralischen Bestandtheilen an; das Reinigen der rohen, in gepresstem Zustande verschifften Baumwolle läßt eine Wolke von Sandkörnern, kleinen Baumwollenfäserchen und anderen Unreinigkeiten aufwirbeln; das Spinnen der Tabaksblätter zum Rollentabak, das Reizen der Bettfedern, das Drehen der Koffhaare zu stärkeren Strängen verursacht eine Verunreinigung der Luft mit Staubtheilchen, die eine lebhafte Reizung der Schleimhäute der Athmungsorgane hervorruft. Daber sind Katarre bei Arbeitern solcher Gewerbe die Regel.

Aber die Reizerscheinungen sind nicht die einzige Folge, die Staubatome durchgehen förm-

von oben nach unten zu fließen haben, da eine umgekehrte Richtung den Staub erst recht in die Höhe wirbeln würde. Bei frei im Arbeitsraume aufgestellten Zerkleinerungsapparaten wird es sich deshalb empfehlen, unter denselben einfache Blechrohre als Abzugsanäle anzulegen, während die frische Luft an hochgelegenen Punkten eintritt, sich senkt und den Staub zu Boden drückt. Stehen die Apparate dagegen an der Wand des Arbeitsraumes, so ist die zweckmäßigste Ableitungsmethode die, daß hinter jedem Arbeitsplatz ein Kanal nahe dem Fußboden durch die Mauer gebrochen wird, durch den eine Maschine die Luft absaugt. Zu den persönlichen Schuttmitteln des einzelnen Arbeiters sind in erster Linie die Respiratoren, Vorrichtungen für Mund und Nase zum Auffangen des Staubes, zu rechnen. Bei grobkörnigem Staub genügt ein einfaches Tuch; wenn angefeuchtet, hält dasselbe auch feinere Staubtheilchen zurück, bietet freilich aber auch immer noch Lücken und Spalten, die den Eintritt von Staub in die Mundhöhle ermöglichen.

Für die Eisenarbeiter hat man Respiratoren aus magnetisirtem Stahl-draht hergestellt, deren Maschinen zwar die Luft durchströmen lassen, aber die Eisen-theilchen anziehen und festhalten. Um einer Verstopfung vorzubeugen und die Anziehungskraft wirksam zu erhalten, ist wiederholtes Abbürsten



Das Stationsgebäude der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Vagamoho. (S. 19)

lich das Lungengewebe und geben ihm eine ganz eigenartige Färbung. Man spricht daher von einer Eisenerkrankung bei den Schleifern und Feilenhauern, von einer weißlichen Steinlunge der Mühlsteinbehauer, einer dunkelbraun gefärbten Tabakslunge der Tabakspinner und einer schwarzen Kohlenlunge der Bergleute in Steinkohlengruben.

Der metallische Staub ist am gefährlichsten; ihm zunächst kommt der mineralische, dann der thierische und zuletzt der pflanzliche Staub.

Als Gegenmittel gegen die Staubentwicklung hat man in einzelnen Zweigen des Gewerbebetriebes das Wasser verwendet, um mit diesem, wie in den Pochmühlen bei der Zerkleinerung des Erzes, den Staub niederzuschlagen. Allein eine Durchnässung des verarbeiteten Materials ist nur in wenigen Fällen durchführbar. Das zweckmäßigste Hilfsmittel bleibt daher eine gutgeleitete Ventilation. Da die Staubtheilchen immer schwerer sind als die Luft und deshalb die Neigung haben, zu Boden zu sinken, so wird die Ventilation so einzurichten sein, daß sie das Niedersinken der Staubtheilchen befördert und beschleunigt. Es wird also der Luftstrom

der Eisensplitterchen und erneutes Magnetisiren vonnöthen.

Nicht weniger schädlich als der Staub äußert sich in zahlreichen Fabrikanlagen die Entwicklung giftiger Gase und Dämpfe. Besonders nachtheilig wirkt in dieser Beziehung schweflige Säure beim Bleichen oder beim Schwefeln des Hopfens; Chlorwasserstoffsäure und Chlor erregen heftige Katarre der Luftwege, Stimmritzenkrampf, und führen, in größerer Menge eingeathmet, sogar zu plötzlichem Tode, verursachen dagegen in geringeren Quantitäten, aber längere Zeit hindurch in den Körper aufgenommen, allgemeinen Kräfteverfall und frühzeitiges Altern. Hin und wieder führt auch das Kohlenoxydgas Vergiftungen der Arbeiter beim Reinigen der Hochöfen und deren Ableitungsröhren herbei.

Von den schädlichen Dämpfen mag zuerst der Schwefelkohlenstoff genannt werden. Der Schwefelkohlenstoff findet Verwendung bei der Fabrikation der Kautschukwaaren, namentlich bei dem Vulkanisiren des Kautschuks. Hierbei wird in geschlossenen Retorten das Gemenge von pulverisirtem Schwefel und zerkleinertem Kautschuk der Hitze ausgesetzt, oder auch bei



Wiener Wäſchermädchenball. (S. 19)

1. Wäſchermädchen im Koſtüm. 2. Der Einzug. 3. Nach der Runde. 4. „Im Gemüthlichen“. 5. Wieder bei der Arbeit.

kleinerem Betriebe die Anwendung von Schwefelkohlenstoff vorgezogen. Eine weitere Ausbeutung des Schwefelwasserstoffs findet wegen seiner Fähigkeit statt, fette Oele aufzulösen und aus ölhaltigen Substanzen das Öl auszuziehen. Daher sieht man jetzt vielfach von dem Auspressen ölhaltiger Samen ab und gewinnt das Öl durch Ausziehen mit Schwefelwasserstoff. Nun besitzt dieser Körper aber eine außerordentliche Flüchtigkeit und entweicht darum auch bei geschlossenen Gefäßen aus den kleinsten Oeffnungen in Dampfform. Geringere Mengen rufen Kopfweh, Nebelheit und Erbrechen hervor, bewirken aber auch während längerer Einathmens vollständige Zerrüttung der Körper- und Geisteskräfte.

Eine ganz besondere Erkrankung hat die sorgfältige Einathmung der Dämpfe der phosphorigen Säure bei der Fabrikation der Phosphorzündhölzer in ihrem Gefolge. Bekanntlich wird bei der Herstellung der Streichhölzer eine Latwerge von Phosphor, Glaspulver, Bleiglätte, Gummischleim u. s. w. angerührt, in welche die einzelnen Hölzer getaucht werden. Das Eintauchen der Hölzer geschieht in der Weise, daß die Arbeiter die Hölzchen auf Bretchen, welche durch Rinnen ausgerieft sind, ausbreiten, die Bretchen aufeinander legen und sie in einem Rahmen durch Schrauben festklemmen. Wird nun der Rahmen auf den Tisch aufgestellt, so rutschen die Hölzchen unter den schmalen Bretchen ein kleines Stück heraus und ragen nun alle an der einen Seite hervor. Jetzt werden die Rahmen mit den Hölzern zuerst in den Schwefel und dann in die auf einer glatten Glasplatte ausgebreitete Phosphorzündmasse getaucht. Hierbei sind nun die Arbeiter fortwährend den Phosphordämpfen ausgesetzt, die aus der auf 50° erwärmten Phosphorlatwerge aufsteigen. Katarhe, asthmatische Beschwerden, Gliedererschmerzen und Muskelschwäche, Abmagerung und gelbliche Hautfärbung sind häufig beobachtete Erscheinungen bei Zündholzbereitern, allein die eigentliche charakteristische Wirkung der chronischen Phosphorvergiftung ist die Kiefernekrose, ein Absterben des Kieferknochens. Dasselbe beginnt gewöhnlich mit Entzündung des Zahnfleisches und Zahnschmerzen, die sich zuletzt über alle Zähne ausbreiten. Der Unterkiefer oder Oberkiefer schwillt an, wird schmerzhaft und stirbt schließlich ab. Als Grund dieses fürchterlichen Leidens hat man schlechte Zähne angegeben, durch welche die phosphorhaltigen Dämpfe direkt zu den Knochen gelangen sollen. Es ist jedoch möglich, daß die Aufnahme des Phosphors auch auf andere Weise erfolgt.

Zum Schutze dieser Arbeiter ist vor allen Dingen wiederum eine gute Ventilation nöthig, die sich nach denselben Grundrissen zu richten hat, wie sie bei den Staubkrankheiten aufgestellt wurden. Außerdem sollte die Arbeit in den heißen Monaten, wo der Phosphor am stärksten verdampft, unterbrochen werden. Ferner werden in einigen Fabriken Schalen mit Terpentinöl in den Arbeitsräumen aufgestellt, und den Arbeitern Fläschchen mit gleichem Inhalt um den Hals gehängt, da der Terpentinampf die Oxydation des eingeathmeten Phosphors verhindert. Wichtigter noch ist jedenfalls die persönliche Reinhaltung des Arbeiters. Wechsel der Kleider beim Beginn und Verlassen der Arbeit, sorgfältiges Waschen der Hände und des Mundes, Gurgeln und Putzen der Zähne mit Kalk oder Magnesia werden viel dazu beitragen, die schreckliche Krankheit zu bannen. Denn es gelangt nur ein kleiner Theil des Giftes in den Körper durch Athmung, ein anderer Theil setzt sich in Mund und Nase ab und wird verschluckt, während ein dritter an Händen und Kleidern haftet, beim Essen mit schmutzigen Händen wohl gar im Arbeitsraume sich auf die Speisen überträgt und mit ihnen in den Magen geführt wird.

Vor Allem ist vor dem Mißbrauche alkoholischer Getränke zu warnen, zu denen die Arbeiter bei beginnender Erkrankung gern ihre Zuflucht nehmen, um ihre gesunkenen Lebensgeister wieder anzufachen, durch die sie aber ihren Körper nur noch ärger zerrütten und ihn zur Aufnahme des Giftstoffes geneigter machen.

Bei Weitem ausgedehntere Anwendung als der Phosphor findet das Quecksilber sowohl als Metall, als auch in seiner Verbindung mit Zinn in Gestalt des Zinnamalgams. In dieser Form dient es hauptsächlich als Belag für die Spiegel. Bei der Fabrikation von Spiegeln wird zuerst auf ein auf einer Marmorplatte liegendes Staniolblatt Quecksilber vertheilt, um das Zinnamalgam herzustellen. Ist die Staniolfläche noch einmal mit Quecksilber übergossen worden, so wird jetzt über diese Schicht mit großer Vorsicht die Glasplatte gehoben. Der Spiegel ist dann eigentlich schon fertig, denn die weiteren Manipulationen bestehen darin, das überschüssige Quecksilber zu entfernen. Es genügt hier anzudeuten, daß das abfließende Metall in Rinnen geleitet wird, um aufgefangen und von Neuem verarbeitet zu werden. Die Luft, in welcher die Arbeiter die Spiegel belegen, ist, wie schon aus den wenigen Angaben ersichtlich sein wird, mit Quecksilber geschwängert, und zwar fliegt es nicht sowohl in Dampfform in derselben umher, als vielmehr in feinvertheiltem, staubförmigem Zustande. Dieser Quecksilberstaub legt sich nun auf Finger, Haare, Kleider und Speisen, in Mund und Nase, und dringt auf allen diesen Wegen indirekt oder direkt in den Körper ein. Das in kleinen Mengen während eines langen Zeitraumes in den Organismus gelangte Gift, welches nur in sehr geringem Maße wieder ausgeschieden wird, verursacht anfänglich eine langsam fortschreitende Mundfäule. Das Zahnfleisch schwillt an und blutet leicht, die Zähne werden locker und fallen aus. Dazu gesellen sich nervöse Erscheinungen, besonders das Quecksilberzittern. Das Zittern zeigt sich beim Beginn oft nur, wenn die Erkrankten in Erregung gerathen. Im späteren Verlaufe zeigt sich das Zittern immer mehr und greift nach und nach auf alle Muskeln über, ohne wieder zu weichen. Es schließen sich Lähmungen mit Zuckungen der Beugemuskeln an, ferner Abmagerung, Gedächtnißschwäche, Krämpfe und Delirien.

Zur Verminderung der Vergiftungsgefahr hat man die Aufstellung von Schalen mit Schwefelblumen in den Werkstätten empfohlen, damit sich zwischen dem Schwefel und dem Quecksilber eine unlösliche Verbindung bilde. Ferner hat man Versuche miterspülungen des Fußbodens mit Ammoniakwasser gemacht, durchgreifender sind jedoch Maßregeln allgemein hygienischer Natur. Abgesehen von einer guten Luftstromregulierung wird das Hauptgewicht auf einen glatten, festen Fußboden zu legen sein, der nicht in feinen Fugen und Ritzen das Quecksilber aufnimmt und sammelt. Asphalt oder Cement ist daher für diese Zwecke am passendsten, nur muß der Fußboden nach einer Ecke zu geneigt sein, damit dorthin das zerstreute Metall zusammenfließt. Sodann werden alle die Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich der Kleidung und des Essens beobachtet werden müssen, wie sie schon bei der Zündholzfabrikation erwähnt wurden. Ja, sie müssen für die Spiegelabriken sogar noch verschärft werden. Die Straßenkleider dürfen nicht in den für die Arbeitsmittel bestimmten Schrank gehängt werden, der Arbeitsanzug muß an Hals und Handgelenken eng anschließen, und auf keinen Fall darf eine Mahlzeit in den Arbeitsräumen gestattet werden. Wenn auch die in manchen Gegenden geltende Polizeivorschrift, nach der überhaupt nur an vier Tagen in der Woche das Belegen der Spiegel ausgeführt werden darf, schwerlich

zu allgemeiner Annahme gelangen wird, so ist doch eine zeitweilige Beurlaubung der Arbeiter, vielleicht in Verbindung mit einer Jodkaliumpur, sehr in Erwägung zu ziehen. Gegen die beginnende Mundfäule werden Gurgelungen und Mundspülwasser von Kaliumchlorat mit Erfolg gebraucht.

Noch mannigfaltiger und ausgedehnter in seiner Verwerthung als das Quecksilber ist das Blei. Die Weber an den Webstühlen, bei denen die kleinen, zum Spannen der Fäden dienenden Bleigewichte fortwährend abgerieben werden und bleihaltigen Staub entwickeln, die Schriftsetzer, an deren Finger beim Hantieren mit den Lettern sich der Bleistaub heftet, die Töpfer, welche zu ihren Glasuren Bleiverbindungen benutzen, leiden unter der schädlichen Einwirkung dieses Metalls. Außer den Arbeitern, welche in chemischen Fabriken Bleipräparate erzeugen, stellen auch die Blumenmacherinnen, die zum Färben der künstlichen Blumen vielfach Bleifarben benutzen, die Schneider, welche mit in Bleieffig getränkter Seide nähen, und die Stickerinnen, die Bleiweiß zum Durchpausen der Stüdmuster verwenden, einen guten Bruchtheil zu den Erkrankungsfällen an chronischer Bleivergiftung. Abmagerung, süßlicher Geschmack im Munde und ein grau-blauer Saum an den Rändern des Zahnfleisches gehen schmerzhaften Koliken voraus. Krämpfe und Delirien folgen, bis sich ihnen endlich die eigenthümliche Erscheinung der sogenannten Bleilähmung anschließt. Diese Krankheit beginnt gewöhnlich mit einer Lähmung der Finger, verbreitet sich über den Vorderarm und ergreift zuletzt auch den Oberarm, so daß die Hand eine krallenartige Haltung einnimmt. Seltener als die Armlähmungen sind die Schenkelähmungen, dagegen zeigt sich wiederholt vorübergehende oder dauernde Blindheit. Zur Verhütung dieser Bleilähmungen sind dieselben Vorschriften zu befolgen, wie bei der Quecksilbervergiftung. Als Gurgelwasser thut eine verdünnte Lösung von Schwefelsäure gute Dienste, welche das Blei in eine unlösliche Verbindung überführt.

Zum Schluß sei auf eine eigenthümliche Krankheit hingewiesen, die unter den Kindern und jüngeren Individuen Bergbau treibender Kreise wüthet, die Bergsucht. Die Bergsucht ist eine schwere Ernährungsstörung, die aus der Entziehung von Licht und Luft herzuleiten ist und unter den Symptomen allgemeiner Wassersucht und größter Ab schwächung der Herzhätigkeit das Leben der Erkrankten beendet. Bei den Bergleuten treffen überhaupt alle gesundheitswidrigen Faktoren zusammen. Nach englischen Feststellungen ist die Körperlänge der Bergarbeiter geringer, als das Durchschnittsmaß der männlichen Bevölkerung Europa's; mit 50 Jahren ist das Aussehen des englischen Bergmanns allgemein ein greisenhaftes, und in dem Alter zwischen 40 und 60 Jahren ist die Sterblichkeit doppelt so groß, als in der übrigen gleichalterigen Volksmasse.

Wie bestimmend die Beschäftigung in die Körperentwicklung eingreift, mag folgende Untersuchung veranschaulichen. Beim russischen Baumwollenspinner gleicht der Brustumfang im Alter von 20 bis 22 Jahren der Hälfte der Körperlänge; bei dem Weber übertrifft der Brustumfang die halbe Körperlänge um 1,5 Centimeter, beim Färber um 2,5 Centimeter, beim Zimmermann um 3 und bei dem Landmann um 4 Centimeter.

Zur Einschränkung und Beseitigung der Gewerbekrankheiten ist in letzter Zeit durch hygienische Maßnahmen Vieles gethan worden. Die Begrenzung der Frauen- und Kinderarbeit, nach welcher Kinder überhaupt nicht unter 12 Jahren, im Alter von 12 bis 14 Jahren nur außer der Schulzeit zur Fabrik-

arbeit herangezogen werden dürfen, die Aufstellung einer Fabrikordnung und die Einsetzung von Fabrikinspektoren, denen die Ueberwachung und Durchführung der Fabrikordnung obliegt, haben schon wesentliche Verbesserungen im gewerblichen Leben erzielt. Die Einrichtung von Volksbädern und Volksküchen unterstützt die gesundheitlichen Bestrebungen kräftig, während die Unfallversicherung und Altersversorgung für die Kranken und Schwachen die herbste Noth zu heben sich bemüht. Alle jene Verhältnisse zu regeln und zu fördern, dazu hat der Staat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, denn die Arbeiterkreise bilden nicht nur den Nährstand, sondern sie stellen auch einen Hauptfaktor zum Wehrstand, und auf diesen beiden beruht das Wohlergehen des Volkes und des Staates.

## Oeffentliche Inschriften.

Skizze von G. K.

(Nachdruck verboten)

Kaum war das deutsche Nationaldenkmal auf dem Niederwald enthüllt, als schon ein Schrei der Entrüstung durch die gesammte deutsche Presse ging, weil es Besucher dieses Denkmals gewagt hatten, ihre Namen an allen zugänglichen Stellen einzukritzeln. Man eröffnete gewissermaßen ein Kesseltreiben auf die Verübter dieses Unfalls, indem man ihre Namen schonungslos veröffentlichte, worauf natürlich die Gerichte gegen sie einschritten. In diesem einen Falle gelang es also, dieser Sucht, die leider fast allgemein herrscht, ihre Namen an öffentlichen Gebäuden, Aussichtspunkten, Denkmälern, Bahnhöfen, auf Thürmen u. s. w. anzuschreiben, einigermaßen Einhalt zu thun; auszuwotten wird diese Unsitte ebenso wenig sein, wie die kindische Eitelkeit und die Unbildung überhaupt. Dergleichen ist so alt wie die Menschheit.

In den im Jahre 70 unserer Zeitrechnung verschütteten Städten Herculaneum und Pompeji, die durch einen Ausbruch des Vesuvius mit Asche und Lava bedeckt wurden, und die man in den letzten Jahrzehnten fast vollständig wieder ausgegraben hat, findet man heute noch derartige Inschriften an den Wänden der Häuser, insbesondere der Tempel und öffentlichen Gebäude, und genau wie heute der ungezogene Schuljunge an den Bretterzaun schreibt: „Der Schmidt ist ein Esel“ — so verhöhnten sich mit Namensnennung schon vor zweitausend Jahren die Gassenjungen im römischen Reich, indem sie an die Wand schrieben: „Weh dem Sosimus! Laß Dich hängen!“

Dazu kommen allerlei Namen von Besuchern dieser Orte, und wie im Alterthum, so war es auch im Mittelalter. Ein Schriftsteller jener Zeit äußert sich sehr entrüstet über diese Manie und münzt darauf den Vers:

„Die Namen der Gassen  
Stehn an allen Ecken.“

Mit der zunehmenden Verbreitung der Kunst des Schreibens und Lesens steigerte sich auch die Sucht, seinen Namen an den unmöglichsten Orten anzubringen, und der allermodernste Auswuchs dieser Manie ist wohl der Gebrauch des Gummistempels, der mit blauer Farbe Namen und Ort des betreffenden Individuums, das sich auf solche Weise „verewigen“ will, oft an den unsaubersten Orten auf Holz oder Stein zaubert. An Eisenwänden findet man oft in Stein gekratzt die Namen der Besucher, ja einzelne von ihnen wagen Kopf und Kragen, um mit schwarzer Oelfarbe ihre Namen an höchst gefährdeten Stellen anzubringen. Viktorv. Scheffel macht sich über diese Wuth in seinem herrlichen

„Gaudeamus“ lustig, indem er in der letzten Strophe des Gedichts an den Aggstein sagt:

„Schwer empört ichau ich das wilde  
Denkmal wilder Menschenart:  
Sieh, da winkt verjöhnlich milde  
Auch ein Gruß der Gegenwart.  
Schwindlich ob des Abgrunds Schauer  
Ragt des höchsten Siebels Zack,  
Und am höchsten Saum der Mauer  
Prangt der Name — Kieselack!“

Der Leser, der sich an die Zeit der sechziger Jahre erinnert, wird unwillkürlich beim Lesen des Namens Kieselack lächeln. In jener Zeit hatte eine große Anzahl von Menschen eine förmliche Wuth, nicht ihren eigenen Namen, sondern den Namen Kieselack an allen möglichen und unmöglichen Orten mit großen und kleinen Buchstaben anzuschreiben, und man erzählte sich im Publikum, dieser Kieselack sei ein Handlungsreisender, der sich die Unsterblichkeit seines Namens sichern wolle. Diese Nachricht war falsch und nur ein Wiederaufwärmen einer alten Geschichte, die fast siebenzig Jahre früher gespielt hat.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es allerdings in Wien einen Registrator in der k. k. Hofkammer, Namens Joseph Kyselack, welcher den Sport trieb, überall seinen Namen anzuschreiben. Man erzählte sich, dieser Kyselack habe im Kreise seiner Freunde eine hohe Wette gemacht, daß er binnen drei Jahren eine allbekannte und berühmte Persönlichkeit werden wolle, ohne ein schweres Verbrechen oder eine Geldthat zu begehen. Von jenem Tage ab habe er jede freie Zeit benützt, um in Wien und in den Orten der herrlichen Umgebung, selbst im Gebirge an allen nur irgend zugänglichen Orten seinen Namen anzuschreiben. Schon nach Ablauf von zwei Jahren beschäftigten sich die Zeitungen mit diesem sonderbaren Inschriftenverfertiger, und Kyselack war nach drei Jahren wirklich so berühmt, daß er seine Wette gewonnen hatte. Anstatt sich aber jetzt zur Ruhe zu setzen, trieb der Mann mit Leidenschaft das Geschäft weiter, seinen Namen an Orten anzubringen, welche in irgend welcher Weise die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen. Es gab bald in Wien und dessen näherer und weiterer Umgebung kein neues Gebäude, keinen Zaun, kein Haus, keine neu entdeckten Aussichtspunkte, keine Neubauten, Brücken u. s. w. mehr, wo man nicht den Namen Kyselack fand. Die Polizei untersagte endlich Kyselack die Ausübung dieses Inschriftenports, er ließ sich aber nicht stören. Als eine neue Donaubrücke in Wien gebaut wurde, verbot man ihm ganz energisch schon vor Vollendung des Baues, seinen Namen an der Brücke anzubringen. Es wurden auch Posten ausgestellt, die darauf achteten, daß nicht etwa Kyselack mit Farbertopf und Pinsel doch sein Vorhaben ausführe. Die Brücke wurde eröffnet, und Kyselack's Name prangte nicht an derselben; alle Welt hielt ihn für besiegelt. Wenige Tage später aber verbreitete sich das Gerücht, daß der erste Schiffer, der unter der Brücke mit seinem Kahn hindurchgefahren sei, an der inneren Wölbung des Mittelbogens den Namen Kyselack mit Riesbuchstaben gefunden habe.

In dem alten gemüthlichen Wien konnte eine Persönlichkeit wie Kyselack wirklich eine Rolle spielen, und allgemeines Bedauern entstand, als er im Jahre 1831 an der Cholera verstarb. Die Volksfrage ließ ihn aber nicht auf so profaische Weise umkommen, sondern er fand folgendes: Es sei eines Tages bei außerordentlich niedrigem Wasserstand in der Donau innerhalb Wiens ein Felsen zum Vorschein gekommen, den man früher nicht bemerkt hatte. Kyselack habe sofort beschlossen, auch auf diesem Felsen seinen Namen zu verewigen; als er aber in dem Kahn mit Farbertopf und Pinsel an-

gefahren kam, hatte das Wasser den Stein bereits wieder überspült, und aus Verzweiflung darüber habe sich Kyselack in den Fluß gestürzt.

Solche Kyselacks aber gibt es noch heute in allen Ländern. Selbst altehrwürdige Bauwerke, wie die ägyptischen Pyramiden, sind nicht davor sicher, von ihnen mißbraucht zu werden. Vor einem Jahrzehnt ließ es sich ein Engländer schweres Geld kosten, auf der Pyramide des Cheops bei Gizeh seinen Namen mit riesenhaften Buchstaben einmeißeln zu lassen. Ein anderer Engländer folgte ihm bald nach, benutzte aber seine Inschrift zu einer sehr guten Reklame. Er schickte einige Kommiss nach Egypten, die an allen alten Denkmälern, die viel von Engländern besucht wurden, den Namen George Brown anschrieben. Allgemeine Entrüstung entstand unter den Engländern, die diese Orte besuchten, und wie dies in England üblich ist, äußerte sich die Entrüstung in Zuschriften an die Redaktionen der Blätter. Bald wußte man in England, daß dieser George Brown ein Schänder von Heiligthümern und uralten Bauwerken war. Als er sich genügend bekannt glaubte, rückte er mit Inseraten heraus, aus denen hervorging, daß er der Erfinder einer vorzüglichen Stiefelwische sei. Er war so „berühmt“ geworden, daß er jetzt nur noch ein wenig mit Zeitungsreklame nachzuhelfen brauchte, um ein Riesengeschäft zu machen.

In Amerika ist es ein allgemeines Reklamemittel für Fabrikanten von Patentmedicinen, neu erfundenen Schnäpsen, Seife u. s. w., ihre Firmen und kurze Anweisungen an den schönsten und besuchtesten Punkten des ganzen amerikanischen Kontinents anmalen zu lassen. Geschäfte dieser Art haben zehn, zwanzig gutbezahlte Maler fortwährend unterwegs, die zum Theil mit Lebensgefahr und unter den größten Schwierigkeiten, selbst in der Wildniß an Felsen und Bäumen den Namen der Firma oder eine Aufforderung zum Kaufen der Waare, die diese Firma erzeugt, anbringen.

Daß man solche „öffentliche Inschriften“ aber auch zum Zweck der Rache verwenden kann, bewies eine Gerichtsverhandlung, die in Wien vor einigen Jahren stattfand. Ein biederer Wiener Bürger hatte mit einem Stubenmaler Streit gehabt, der zum Prozeß führte, in welchem der Stubenmaler verurtheilt wurde. Dieser beschloß nun folgende eigenthümliche Rache. Er schnitt sich aus Blech eine Schablone, welche einen Galgen mit der Figur eines daran Gehentken darstellte, während unter diesem Gehentken der Name des biedereren Wiener Bürgers stand, welcher der Feind des Stubenmalers war. Mit dieser Schablone, mit Farbertopf und Pinsel zog nun der rachsüchtige Stubenmaler jeden Sonnabend nach einem beliebigen Ausflugsorte hinaus und pinselte dann während der Nacht zum Sonntag an Felsen, Zäunen, Häusern seine Schablone rasch ab. Es gelang endlich, den Stubenmaler bei seinem „Schablonieren“ festzunehmen, und dieser erhielt eine strenge Strafe wegen öffentlicher Beleidigung.

Es steckt aber hinter diesen Inschriften auch noch Schlimmeres. Sie sind geheime Zeichen der Verbrecher untereinander; durch solche Inschriften, die oft nur Namen darstellen, zeigt ein Verbrecher, der z. B. auf der Flucht ist, seinen Freunden und Genossen den Weg an, den er genommen hat, oder er bezeichnet damit einem Freunde, der nachkommt, den Weg, den dieser nehmen soll. Stromer und Bettler, die durch das Land ziehen, markiren ihren nachfolgenden Genossen und Freunden durch Inschriften genau die Häuser, in denen man etwas erhalten kann oder in denen man hinausgeworfen und mit Einsperren bedroht wird. In Rußland entdeckte man vor einiger Zeit, daß verdächtige Burschen kurz vor dem Verlassen des Zuges auf dem Bahnhof erschienen und an

den Wagen heimlich mit Kreide einige Zeichen anbrachten, welche heimliche Nachrichten für ihre Freunde in der nächsten Stadt enthielten. Diese fanden sich dort auf dem Bahnhof ein, besichtigten die Wagen, lasen die Zeichen und wußten sie zu deuten. Man erparte dadurch nicht nur Porto, sondern beförderte auch die Nachrichten schneller, als dies mit der Post gegangen wäre.

Mit den zuletzt angeführten Thatsachen haben wir uns jedoch von unserem Thema entfernt. Wir wollten ja eigentlich nur über die Sucht so vieler Leute, ihren Namen überall anzubringen, sprechen. Diese ist, wie bereits erwähnt, unausrottbar, und noch für die fernsten Jahrhunderte wird wohl das alte Sprichwort gelten: „Narrenhände — beschmieren Tisch und Wände.“

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Todtenhochzeit.** — Die Umwohner größerer Gewässer erleben oft Scenen, von denen die Landbewohner keine Ahnung haben. Eine solche erschütternde Scene aus den vierziger Jahren, die ich zwar nicht selbst miterlebte, sondern aus dem Munde eines Fremdes kenne, der sie von einem Augenzeugen, einem Steuermann, erfahren, mit dem er von Havre nach Honfleur fuhr, will ich mittheilen und dabei den Steuermann selbst erzählen lassen:

„Als ich noch ein Knabe war, habe ich von dem Ufer bei Honfleur eine Hochzeit mit angesehen, wie selten eine gefeiert wird. Ein Uhrmachergehilfe hatte die Tochter seines Meisters geheiratet. Der alte Uhrmacher war reich und gab seinen Kindern ein schönes Fest. Am Tage nach der Hochzeit fuhr die Hochzeitsgesellschaft auf eine Sandbank in der Seine, die bei der Ebbe eine halbe Meile groß aus dem Wasser hervortritt. Die Gesellschaft hatte den Rahn auf den

Sand gezogen, und bald tanzten Alle um den Fiedler herum und die Freude war groß. Endlich wuchs das Wasser und der Kreis, um den sie tanzten, wurde, ohne daß sie es merkten, immer kleiner. Als der Fiedler aufhörte zu spielen, und sie sich nach der Barke umsahen, war diese weit weg von der Sandbank und wurde von den Wellen hin und her getrieben und von der Strömung mit steigender Schnelle fortgerissen. Da hatte das Fest ein Ende, ein schreckliches Ende! Die Sandbank wurde von Minute zu Minute kleiner. Der Jubel wurde zum Schrei der Verzweiflung, zum Hilferuf, aber die Rufe verhallten in dem Brausen der Wellen, und erst als beinahe die Sandbank ganz verschwunden war, bemerkte man am Ufer die Noth der Hochzeitsgäste. Zwanzig, dreißig Barken stießen dann zugleich vom Ufer ab. Ich sprang mit in die meines Vaters, und wir ruderten, wie nie wieder. Aber das Wasser stieg immer höher und zuletzt stand die ganze Hochzeitsgesellschaft, dreizehn Männer und Frauen, dicht gedrängt auf ei-

**Humoristisches.**



In der Bahnrestoration.

Gast: Bekomme ich denn nun nicht bald mein Butterbrod? In fünf Minuten geht der Zug bereits ab.  
Kellner: Keine Sorge, mein Herr. Von unseren Butterbroden können Sie ein ganzes Duzend in fünf Minuten essen.



Verfängliche Wirkung.

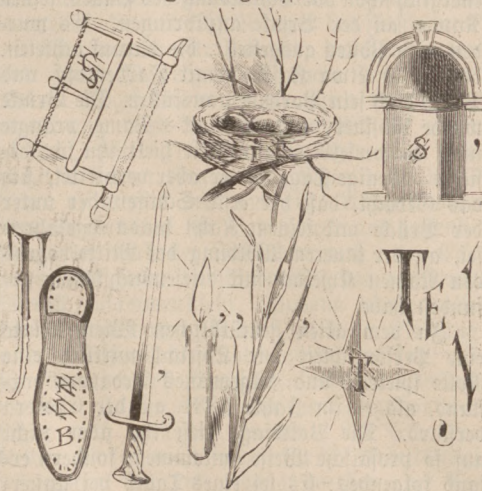
Herr (zum Kurdirektor): Aber Herr Direktor, ich verspüre von der gerühmten Wirkung der hiesigen Heilquelle noch immer nichts.  
Direktor: O, da müssen Sie Geduld haben, lieber Herr. So rasch geht das nicht. Wir haben hier eine Dame gehabt, die erst nach vollen sechs Monaten gestorben ist.

nem kleinen Raume, das letzte Fleckchen Erde unter ihnen. Und wir sahen dann, wie sie die Hände verzweifelt zum Himmel streckten. Wir ruderten mit aller Kraft, allein wie wir auch arbeiteten, kamen wir ihnen doch nur langsam näher, denn auch der Wind war uns entgegen; und als wir noch eine gute Strecke von ihnen waren, ging eine Welle über sie hin, riß sie um, und wir sahen dann nur noch einmal die Kleider der Frauen über dem Wasser, bis auch diese verschwanden. Ihr letztes Angstgeschrei wiederholte sich im Echo von Barke zu Barke, und erst eine Weile später wurden wir wieder ruhig genug, um ein Vater unser für ihre Seelen zu beten. Anderen Tages fanden wir die Leichen der Braut und des Bräutigams innig umschlungen am Ufer liegen, und Tags darauf feierte die ganze Stadt die Todtenhochzeit, wie wir das Leichenbegängniß nannten. Wie alt ich auch werden mag, ich vergeße das nie.“ [C. T.]

**Ein launiges Stammbuchblatt.** — Der bekannte Wiener Komiker Scholz wurde einst von seinem Schwager, Namens Molzer, gebeten, ihm einen Stammbuchvers in sein Album zu schreiben, und Scholz entledigte sich dieser Aufgabe in folgender launigen Weise:

„Molzer ist stolz  
Auf seinen Schwager Scholz,  
Aber Scholz ist noch stolzer  
Auf seinen Schwager Molzer.“ [—dn—]

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 2:  
Wer unterfängt sich, was er nicht versteht — Kein Wunder,  
wenn er zu Grunde geht.

**Anagramm.**

Unfest wirst Du immer bleiben  
Wie ein windbewegtes Rohr,  
Wenn in Deinem Thun und Treiben  
Du mir leihst ein willig Ohr.  
Aber mit verkehrten Zeichen  
Hab' ich manches Herz bewegt  
Und mit meinen wonnigweichen  
Liedern Wehmuth oft erregt.  
Werden dann zum zweiten Male  
Meine Laute umgestellt,  
Zieh' ich kühn mit blankem Stahle  
Als der Feinde Schreck in's Feld. [C. Leo.]  
Auflösung folgt in Nr. 4.

**Scherz-Räthsel.**

Es hat nur fünf Zeichen und schwimmt auf See;  
Doch, wie ihm der Kopf fehlt, ich acht gar seh!  
Auflösung folgt in Nr. 4. [Emil Noot.]

Auflösungen von Nr. 2: des Räthfels: I. Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß. II. Hab' ich ist besser, als hätt' ich. III. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. IV. Es wird nicht so heiß gegessen, wie aufgetragen. V. Was Hänschen nicht lernt, weiß Hans nimmermehr: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; des Logogriffs: Ping, Pong.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,  
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.  
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben  
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.